

Buchbesprechung

Der Jargon der Betroffenheit

Stefan Federbusch ofm

Ich bin eher Täter denn Opfer. Jedenfalls dann, wenn ich als Priester eine Predigt halte und die Gottesdienstbesucher „gezwungen“ sind, mir zuzuhören. Dann bin ich Teil des Systems Kirche, die an ihrer Sprache verreckt. So jedenfalls die These von Erik Flügge. Mit seinem Buch „Der Jargon der Betroffenheit“ hat er einen viel diskutierten Bestseller gelandet. Dies eher zufällig, indem sein Blogbeitrag (April 2015) „in falsche Hände“ geriet, Theologen ihn fanden und teilten... und sich das Ganze schließlich zu einem Buch auswuchs. Ein Werk, das einerseits mit Kritik nicht spart, das den Autor aber andererseits an etwas erinnert, „was ich schon lange weiß: Die guten Seiten der Kirche überwiegen. Sosehr sie mich im Alltag auch frustrieren mag, soehr ich ihr zornig Vorwürfe zurufen will, so sehr weiß ich auch, dass man nur zornig auf das sein kann, was man auch liebt“ (159).

Die ganze Ambivalenz wird deutlich in der Spannung zwischen der persönlichen und der medialen Wahrnehmung: „Ich habe Kirche fast immer als herzlich, persönlich und nahbar erlebt.“ – „... wenn man etwas medial Vermitteltes über die Kirche sieht, dann ist es hölzern, formal, hierarchisch, autoritär und unglaublich langweilig“ (149). Die Außenwirkung beschreibt der Autor so: „Die Oberfläche der Kirche bilden unsere Räume, unsere Kleider, unser Verhalten und unsere Sprache. All das transportiert ein Bild nach außen, das über das hinwegtäuscht, was die Kirche wirklich ist. Wir machen keine Gemeinschaft erkennbar, sondern eine Behörde. Unsere Gotteshäuser wirken wie Gräber statt wie Häuser voller Leben. Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wirken wie aus der Zeit gefallen statt als aktiver Teil unserer heutigen Welt. Unsere Sprache klingt entmenschlicht, obwohl sie doch vom menschlichen Miteinander erzählt. Unser Verhalten wirkt abweisend, obwohl wir uns wünschen, dass die Kirche wieder mehr Menschen erreicht“ (157). Ziel des Buches ist es, „dass die gute Arbeit von Kirchen bessere Wirkung in der Kommunikation entfalten kann“ (28).

Ich habe das Pferd (bzw. Buch) von hinten aufgezümt, denn der letzte Eindruck bleibt hängen. Pauschalkritik und Liebeserklärung zugleich. An sich geht es primär um einen Teilaspekt von Kirchesein, den der Kommunikation. Hier schließt der Autor alle mit ein: „Die seltsame Sprache der Kirche wird nicht nur von Theologinnen und Theologen gesprochen, sondern sie ist eine kollektive Form der kommunikativen Verwahrlosung innerhalb unserer Kirche“ (130-140). Starker Tobak für eine Organisation, die neben ihrem sozialen Engagement von Caritas / Diakonie vor allem von der Kommunikation lebt und diese auch reichlich betreibt. Vorwurf des Autors: Sie nutzt sie vor allem so, dass Menschen von heute sie nicht versteht.

Wie sollte es sein? Es geht um Nähe statt Anbieterung (vgl. 132ff.). Flügge empfiehlt Authentisch sein im Sinne von „Den Weg zu sich nicht zu verstellen“. Dazu zählt, meine Sprache nicht zu verstellen. So zu reden wie am Küchentisch oder im Fußballstadion (vgl. 127). „Sprecht doch einfach über Gott, wie ihr bei einem Bier sprecht. Dann ist das vielleicht noch nicht modern, aber immerhin mal wieder menschlich, nah und nicht zuletzt verständlich“ (10). Beide Straßengräben sind zu vermeiden: Bei aller Verständlichkeit und Niedrigschwelligkeit darf der religiöse Inhalt nicht banal werden. „Nahbarkeit darf nicht Substanzlosigkeit heißen“ (110). Sonst besteht die Gefahr, den Zuhörenden zu unterfordern.

Das Gegenstück zur Langeweile wegen fehlendem Tiefgang ist eine komplexe Darstellung, die eher an einen Hörsaal erinnert. Auch da wird der Zuhörende abschalten, diesmal wegen Überforderung. Gefragt ist also die rechte Balance zwischen „Kindertagesstätte Pustebume“ und „Vorlesungssaal von Habermas“ (111).

Leichter gesagt als getan, wenn unsere Kirchen bis zur Decke gefüllt sind mit „schwülstig-barocken Worten – verschwurbelte Unverständlichkeit. Im Grunde brauchen wir einen neuen Bildersturm. Dieses Mal reißen wir keine Heiligenportraits von den Wänden, sondern die ganzen pseudointellektuellen Sprachbilder... Die frühen Reformatoren hatten verstanden, dass sprachliche Radikalität, Verständlichkeit und Vulgarität den Schlüssel zur Massenbewegung darstellen“ (81). Leichter gesagt als getan in einem „sprachlichen Binnenkosmos, der entsteht, indem nur wenig von außen hineindringt. Es ist ein kultureller Kokon, in dem sich eigenes Sozialisationsgeschehen abspielt“ (91).

Mit Sprache kann man Menschen zum Handeln bewegen. „Ich glaube noch daran, dass eine Predigt wirken kann“ (12), bekennt der Autor als Politikberater und Dozent für Beteiligungsprozesse. Sprache wirkt. „Ich glaube noch an die Predigt, die es wagt, nicht referentiell, sondern eigenständig zu sein“ (14). Die Realität: Predigten wirken „oft bemüht, übertrieben, zu hoch gegriffen, zu kompliziert oder zu unterkomplex. Fast nie trifft man den richtigen Ton, fast nie reißt man das Publikum mit. Mehr als ein müdes Lächeln kommt nicht heraus“ (22). Ziemlich ernüchternd; nicht gerade ermutigend... Wie aber erreiche ich „Wirksamkeitserfahrungen beim Sprechen von Gott?“ (96). Wie predige ich so, dass ich nicht nur harmlos „unterbreche“, sondern die Zuhörenden „störe“ (vgl. 55)? Wie gestalte ich die Predigt, dass sie Relevanz hat, starke Emotionen, Pointiertheit und theologische Substanz gleichermaßen (vgl. 69ff.)? Beim Gottesdienst und Predigen heißt es, eine Rolle zu „spielen“, zu verkörpern, aber kein Theater (98ff.), treffende und passgenaue Worte zu finden. „Kein Einlullen mit süßen Phrasen, sondern ein emotionales Berühren der Menschen dadurch, dass sie die Botschaft Gottes selbst verstehen“ (82). Eine Erkenntnis der Hirnforschung mag helfen: „Unser Gehirn ist so aufgebaut, dass unsere Entscheidungen nicht auf Vernunft und Argumentation, sondern auf positiven oder negativen Emotionen basieren. Was sich richtig anfühlt, ist subjektiv wahr. [Anmerkung: Kein Wunder, dass im postfaktischen Zeitalter Fake-News eine derartige Relevanz haben] – ABER: Wahrhaft nachhaltige Emotionalität basiert nicht auf Übervorteilung durch Teelichter, Nora-Jones-Musik und salbungsvolle Worte, oder durch das Auswendiglernen von Bibelstellen, sondern basiert darauf, dass Menschen das positive Hochgefühl haben, etwas verstanden zu haben. Ein Prozess, der umso wahrscheinlicher wird, je einfacher, konkreter und umgangssprachlicher wir etwas erklären“ (83).

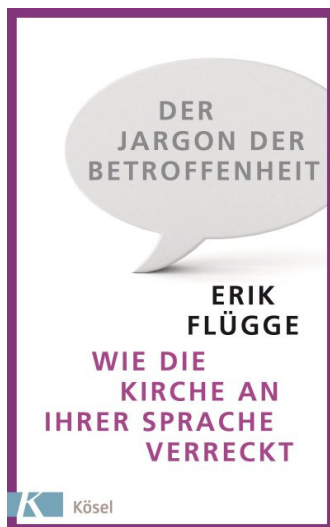
Nicht nur Sprache wirkt, auch Sprechhandlungen wirken. Der Autor wirft kirchlichen Mitarbeiter/innen vor, mit performativen Akten („Wohldosierte, emotional stark aufgeladene Worte und die Klangschale im richtigen Moment...“) Macht auszuüben. Menschen das Gefühl aufzuzwingen, das man auslösen möchte, und dadurch ihre Selbstschutzinstitutionen zu durchbrechen (vgl. 43). Er nennt dies „performative Übervorteilungen“ und stellt die Frage: „Geht es wirklich um das Erleben des anderen oder um das Sich-selbst-als-mächtig-erleben? – ein schmaler Grat“ (44). Der Bedeutungsverlust der Kirche werde mit esoterisch-emotionalen Methoden kompensiert, die Betroffenheit auslösen sollen. Zudem werde durch den Einsatz von Symbolen vermieden, sich selbst zu positionieren. Den schmalen Grat und die Gefahr der Übervorteilung sehe ich wohl, dennoch stellt sich angesichts der Bedeutung der Emotionen die Frage, ob sich diese tatsächlich „nachhaltig“ nur durch verbale Impulse stimulieren lassen oder es nicht doch im Bereich des Religiösen der Bilder und Symbole, der Klänge und Gerüche bedarf. Schließlich fordert der Autor: „Macht's wie der Chef.“ Der hat gerade mit (Sprach-)Bildern versucht, den Menschen Gottes neue Welt und seine frohe Botschaft nahe zu bringen.

Der erst knapp 30 Jahre alte Erik Flügge hat als „Werbefuzzi, Großmaul und Besserwisser“ – so seine Selbstvorstellung – mit seiner Streitschrift den Finger in die Wunde gelegt. Eine Pro-vokation im wahren Sinne des Wortes, die wachrütteln will und alle kirchlich Beteiligten herausruft aus ihrer sprachlichen Selbstisolierung. Die Kapitelsüberschriften von „Zorn“, „Angst“, „Schweigen“, „Nähe“ und „Hoffnung“ bringen die eigene „Betroffenheit“ des Autors zum Ausdruck. Er ist Insider und Outsider zugleich.

Die Frage: ‚Wie heute von Gott reden?‘ bleibt stets aktuell. „Ich habe die Hoffnung auf eine Theologie nicht aufgegeben, die nicht glattgeschmiegelt wird, bis man keinen Spreißel mehr an ihr in die Haut stoßen kann. Meine Idee vom Sprechen von Gott ist eine, die Spuren und im Zweifelsfall auch Wunden hinterlässt“ (69). Eine Frage, die aktueller ist denn je, soll eine verbesserte Sprachfähigkeit nicht nur Symptombehandlung bleiben, sondern zum tatsächlichen Grundproblem des Relevanzverlustes von Gott und in dessen Folge von Kirche vordringen.

Das Buch ist spritzig und frech geschrieben, pointiert beobachtend, dabei zugleich nachdenklich und selbstreflektierend, kritisch, aber nicht verletzend. Es bietet keine neuen Lösungen, keine Patentrezepte gegen den häufig belanglosen Kirchensprech und die unverständliche Fremdsprache Kirchisch. Dennoch ein guter Anstoß, mir mal wieder selbstkritisch selbst zuzuhören und andere um ein Feedback zu bitten, ob die Kommunikation gelingt und die Botschaft ankommt.

Vulgarität wirkt. Das weiß der Kommunikationsexperte. „Wie Kirche ... verreckt.“ Da schaut jede/r hin. Da greift jede/r zu. Da kann ich was lernen... Als Täter des Betroffenheitsjargons.



Erich Flügge

Der Jargon der Betroffenheit

Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt

160 S.

Kösel Verlag, München 3. Aufl. 2016

ISBN 978-3-466-37155-6

Preis: 16,99 Euro